

Gibt es einen Unterschied in der Identität von männlichen und weiblichen Psychoanalytikern? * **

Übersicht: Entgegen dem radikalen Wahrheitsanspruch der Psychoanalyse, der diese im Hinblick auf ihre theoretischen Annahmen immer wieder zu Revisionen und Veränderungen zwingt, tendieren die meisten Analytiker dazu, die von Freud entworfene Theorie der Weiblichkeit unkritisch zu akzeptieren. Auf diese Weise wird, nicht zuletzt unter dem Druck, den die Psychoanalytiker als soziale Gruppe ausüben, eine »typisch weibliche« Identität festgeschrieben. Solche Festschreibungen verhindern aber die Erkenntnis und Überschreitung von Grenzen, in denen die Psychoanalyse bewußtlos eingesperrt ist.

Bevor wir uns mit dem Unterschied von männlicher und weiblicher psychoanalytischer Identität befassen können, müssen wir klären, was unter psychoanalytischer Identität verstanden wird, sofern das überhaupt möglich ist. Das Thema ist nicht neu, viele Psychoanalytiker haben sich damit beschäftigt. Obwohl das Leitbild der Ausbilder und dessen Auswirkung auf die Auswahl eines Bewerbers nur selten untersucht wurden, scheint diese Auswahl weitgehend davon beeinflußt zu sein, wie der jeweilige Psychoanalytiker seine eigene psychoanalytische Identität versteht.

Vor vielen Jahren schrieb ich einen Aufsatz: »Was macht einen guten Psychoanalytiker aus?« Ich hätte fast genauso gut fragen können: »Was sehen wir als Vorbedingung für die Ausbildung zu einer »richtigen« psychoanalytischen Identität an?«

Die Entwicklung einer psychoanalytischen Identität, so formulierte ich damals, hänge mit der Erweiterung des Bewußtseins durch das Wissen von den eigenen inneren, bis dahin unbewußten Vorgängen zusammen und sei von der Stärkung des kritischen und selbstkritischen Ichs geprägt. Das ist eine Formulierung, die im Grunde für jede menschliche Reifung gilt und auch unter den Begriff »normal« eingeordnet werden kann. Denn als »normal« bezeichnete Freud bekanntlich einen Menschen, dessen Abwehrmechanismen nicht zäh an infantiler Gefahr orientiert sind, die also für das gereifte Ich des Erwachsenen so nicht mehr besteht.

* Als Vortrag gehalten auf der DPV-Tagung am 30. 4. / 1. 5. 1981 in Hamburg.

** Bei der Redaktion eingegangen am 26. 6. 1981.

Der Psychoanalytiker identifiziert sich vor allem mit dem besonderen Zugang der Psychoanalyse zur Wahrheit und meint damit die Einbeziehung und den Kontakt zu seinen Gefühlen, Phantasien, Wünschen, unbewußten Motiven, die sein bewußtes Handeln und Denken bestimmen. Darin sind sich viele Analytiker einig. Ich zitierte seinerzeit eine Stelle aus einem Brief Anna Freuds an einen 14jährigen Knaben:

»Wenn Du ein wirklicher Psychoanalytiker werden willst, mußt Du eine große Wahrheitsliebe besitzen, sowohl eine wissenschaftliche als auch eine persönliche, und Du mußt diese Anerkennung der Wahrheit höher setzen als jede Unannehmlichkeit, die damit verbunden ist, unangenehmen Tatsachen gegenüberstehen, ob sie nun der äußeren Welt angehören oder Deiner eigenen inneren Person« (zit. nach Kohut, 1968, S. 553). Ähnlich schreibt auch Klauber (1980, S. 7): »Man wird Psychoanalytiker um der Beziehung der Psychoanalyse zur Wahrheit willen. Die Offenbarung neuer Wahrheit über die menschliche Psyche durch Freud... war überwältigend... Ich glaube, daß die Wahrheit das große Korrektiv ist, mit dem sich Patienten — mit Hilfe des Analytikers — selbst heilen.«

Allerdings fügt er später hinzu, daß der Mensch ebenso sehr von der Phantasie wie von der Wahrheit lebt. Ich stimme mit ihm überein, wenn er sagt, daß das Ziel der Psychoanalyse nicht sei, den Menschen von seinen Symptomen zu heilen, sondern ihn entwicklungsfähig, kritisch und selbstkritisch, unabhängiger und vor allem ein Stück offener und angstfreier seinen eigenen Gefühlen gegenüber zu machen. Kann aber beispielsweise eine Krankenkasse solchen erklärten Zielen der Psychoanalyse wirklich beistimmen, muß sie nicht auf der schnellen Heilung der Symptome des Patienten bestehen? Ich möchte hier nicht auf die Kontroverse »Krankenkasse oder nicht« eingehen, eine Kontroverse, die es ja im Grunde gar nicht gibt, denn jeder vernünftige Analytiker möchte auch Patienten helfen, die wenig Geld haben oder aus Schichten stammen, zu denen die Psychoanalyse bisher wenig Zugang hatte. Es geht vielmehr um das Problem einer fragwürdigen Anpassung vieler Analytiker an das Selbstverständnis der Ärztekammern und deren Ziele, die nicht unsere Ziele sein können.

Es wurde wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß Identität als Begriff psychoanalytisch keine scharfe Begrenzung gefunden habe. Man spricht von persönlicher Identität, wenn man sich mit sich selber eins fühlt, mit seinen Idealen und Zielen in Einklang lebt, sich als relativ eigenständig und unabhängig von den von außen kommenden Erwartungen empfindet; von sozialer Identität, wenn man sich in Einklang mit einer größeren oder kleineren Gruppe und deren »Weltanschauung« fühlt.

Als die psychoanalytischen Erkenntnisse von Freud erarbeitet wurden,

waren es anfänglich nur wenige, die sich mit dieser neuen Wahrheit identifizierten und mit Hilfe dieser Identifikation eine psychoanalytische Identität entwickelten. Bei diesen war es keine unkritische Verlagerung des Ich-Ideals nach außen, auf einen Führer, wie es Freud in »Massenpsychologie und Ich-Analyse« beschrieben hat — obwohl eine so charismatische Persönlichkeit wie Freud sicherlich zur Idealisierung herausforderte —, vielmehr handelte es sich vorwiegend um eine Stärkung der kritischen Ich-Fähigkeiten, eine Erweiterung des Bewußtseins mit Hilfe der Kenntnisse und der Wahrnehmung unbewußter Kräfte, die zu einer neuen Identität einer Gruppe führte. Auf die unkritisch idealisierenden Anteile an dieser Identitätsbildung und ihre Abwehr sind wohl manche Spaltungsbewegungen innerhalb der Psychoanalyse zurückzuführen, die aus der Metapsychologie eine Metaphysik machten, die Psychoanalyse zu einer Art Religion verzerrten, der man nicht widersprechen durfte, ohne als Abtrünniger zu gelten, oder die ihrerseits mit dem Anspruch, eine neue Theorie darzustellen, auftraten. Dabei war zur Zeit Freuds die Metapsychologie, also die psychoanalytische Theorie samt der Theorie der Technik im weitesten Sinne, dauernden Änderungen unterworfen. Die Forschung stand im Mittelpunkt des Interesses. Mit Hilfe klinischer Erfahrungen und Erkenntnisse wurden bestimmte Teile des Theorie-Gebäudes immer wieder verändert oder erneuert. Nur wenn das so bleibt und weitere Forschung im Mittelpunkt des Interesses steht, kann die Psychoanalyse als lebendige Wissenschaft ihre Existenz behaupten. Deswegen muß die Ausbildung vor allem das Ziel haben, Neugierde im Kandidaten zu wecken, ihn mit seinen Gefühlen in Kontakt zu bringen, nicht, ihn dazu zu verleiten, sich unkritisch mit der Person seines Analytikers, dessen Idealen und der bestehenden psychoanalytischen Theorie zu identifizieren. Jede Theorie drückt auch die Philosophie der jeweiligen Zeit aus und ist von den subjektiven Erfahrungen des jeweiligen Theoretikers geprägt.

»Dreißig Jahre, nachdem Freud seine Theorie des Unbewußten entwickelt hatte, wies der weltberühmte deutsche Physiker Werner Heisenberg nach, daß in der Welt der Physik, auf subatomarer Ebene, allein die Beobachtung unvermeidlich das Beobachtete beeinflußt. Freud, der Neurologe, der gezeigt hatte, daß der Intellekt des Menschen seinem Unbewußten ausgeliefert ist, arbeitete auf der psychischen Ebene innerhalb vergleichbarer einschränkender Parameter der experimentellen Erfahrung: in der Welt des Geistes beeinflußt die geistige Erfahrung des Beobachters ebenso unvermeidlich — wenn auch unbewußt — die Bedeutung dessen, was beobachtet wird« (Clark, 1979, S. 18 f.).

Der Einfluß eines Subjekts auf die Entwicklung einer Theorie ist also kein Vorwurf; er ist unvermeidbar und macht eine Theorie erst lebendig

— allerdings nur dann, wenn man sich der eigenen historischen Abhängigkeit bewußt ist und die eigenen Gefühle, Phantasien und Werte, die sich zum Beispiel mit der psychoanalytischen Theorie verbinden, einigermaßen selbstkritisch wahrzunehmen fähig ist. In diesem Zusammenhang ist auch das Thema »Gibt es eine weibliche und eine männliche psychoanalytische Identität?« von großer Bedeutung. Wenn es stimmt, daß die psychoanalytische Identität von der sozialen Gruppe, in der wir leben, sowie von der Theorie, die diese Gruppe vertritt, abhängig ist, dann wird eine Frau so gut wie ein Mann die bestehende psychoanalytische Theorie der weiblichen Sexualität übernehmen. Wenn aber die Suche nach Wahrheit oder nach innerer und äußerer Realität die Essenz der Psychoanalyse ist, wie ich es zu Anfang darzustellen versuchte, dann geht es darum, aufgrund persönlicher und sozialer Erfahrungen, aufgrund von Gefühlen und Phantasien zu überprüfen, ob und wie weit und warum diese Theorie heute noch Gültigkeit hat oder nicht. Das ist meines Erachtens bisher nur in beschränktem Ausmaß erfolgt, in Deutschland noch weniger als anderswo. In Amerika, England und Frankreich gibt es immerhin Ansätze zu einer solchen auf Kritik und Wahrheitsliebe beruhenden Auseinandersetzung über die Theorie der weiblichen Entwicklung (vgl. Chasseguet-Smirgel, 1964; Blum, 1976). Daß das »allseitig entwickelte Individuum«, wie Marx es für die kommunistische Gesellschaft erhoffte, eine Utopie geblieben ist, weiß jedermann. Wie wenig Marx selber die schwierige Situation der Frau, ihre »allseits reduzierte Persönlichkeit« (Helke Sander) in seiner unmittelbaren Umgebung wahrzunehmen fähig war, wird aus den Briefen seiner Töchter überdeutlich (vgl. Meier, 1981). Aber auch die Psychoanalytiker interessieren sich für die gesellschaftliche Behinderung der Frau und ihre Wirkung auf deren Psyche nur selten. Die Analyse der Weiblichkeit, wie sie Freud vornahm, gilt ihnen immer noch ziemlich ungebrochen als »das letzte Wort«. Die Anatomie sei ihr Schicksal, heißt es, sie sprechen von der »phallischen Frau«, wenn diese sich um mehr Autonomie bemüht, Penisneid sei die unausweichliche Folge des anatomisch besser ausgestatteten Mannes und der psychischen Verarbeitung dieser Tatsache, Masochismus gehöre zur Psyche der Frau. Freud allerdings konnte sich auch ganz anders äußern, er sah sehr wohl die subjektiven Grenzen der Psychoanalytiker und die gesellschaftlichen Bedingungen der Neurosen:

»Wir haben . . . bemerkt, daß jeder Psychoanalytiker nur so weit kommt, als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten . . .« (Freud, 1910, S. 108). Oder auch: »Wir weisen nach, daß sie (die Gesellschaft; M. M.-N.) an der Verur-

sachung der Neurosen selbst einen großen Anteil hat. Wie wir den einzelnen durch die Aufdeckung des in ihm Verdrängten zu unserem Feinde machen, so kann auch die Gesellschaft die rücksichtslose Bloßlegung ihrer Schäden und Unzulänglichkeiten nicht mit sympathischem Entgegenkommen beantworten« (ebd., S. 111).

Ähnlich wie Freud die Reaktionen der Gesellschaft auf die Psychoanalyse beschreibt, hat auch der größte Teil der Männer unserer Gesellschaft, die Psychoanalytiker inbegriffen, reagiert, als Frauen versuchten, die Verdrängungen in ihrem traditionellen Verhalten ihnen gegenüber, die Abwehr in ihren Deutungen und Theorien, bewußt zu machen. Und dies, obwohl Männer wie Frauen sich sonst in der Psychoanalyse darüber klar sind, daß nur durch kritische Prüfung des eigenen Verhaltens Wahrheit sichtbar wird und man sich nur durch deren Bewußtmachung von psychischen Zwängen freizumachen vermag.

Der Satz, Anatomie sei Schicksal, ist immer noch nicht nur für männliche, sondern auch für weibliche Psychoanalytiker die Basis für ihre Erklärungsversuche der weiblichen Entwicklung. Warum das so ist, gilt es zu untersuchen.

Soweit psychoanalytische Identität sich durch Identifikation mit der psychoanalytischen Theorie bildet, sollten bei ungeschminkter Betrachtung der tatsächlichen Verhältnisse in unserer Gesellschaft zumindest bei Frauen Zweifel an dieser Theorie kommen, die mit ihrem Erleben so wenig übereinstimmt. Es wäre dann zu erwarten, daß sich die Identitätsgefühle weiblicher von denen männlicher Analytiker unterscheiden. Wenn sich aber Identität vor allem als Folge von einem Sich-eins-Fühlen mit einer Gruppe herstellt, droht die auf Wahrheitsliebe begründete selbstkritische Fähigkeit der Psychoanalyse unterzugehen, weil es den meisten schwerfällt, sich von einer Gruppenidentität zu distanzieren, auch dann, wenn es in der Psychoanalyse eine so starke Persönlichkeit wie Freud nicht mehr gibt. Herausragende psychoanalytische Persönlichkeiten, um die man sich nach dem Tod Freuds in den angelsächsischen Ländern noch lange scharte, deren Denken man sich verpflichtet fühlte und die deshalb als Identifikationsfiguren eine psychoanalytische Gruppenidentität aufbauen und stabilisieren konnten, hat es in Deutschland seit dem Untergang der Psychoanalyse im Dritten Reich nur wenige gegeben. Auch die Identifikation mit emigrierten deutschen oder ausländischen Psychoanalytikern, denen man sich nach dem Krieg sehnsüchtig zuwandte und deren Theorien und Persönlichkeiten verinnerlicht wurden, hat ihre Wirkung mehr oder weniger verloren. Es fehlen heute die unmittelbaren persönlichen Beziehungen, wie sie nach dem Krieg über längere Zeit gepflegt wurden, um

Identifikationen lebendig zu erhalten. Die deutsche psychoanalytische Szene ist gegenwärtig dadurch charakterisiert, daß eine Gruppenidentität im größeren Rahmen kaum noch existiert. Kleinere Gurus sammeln ihre Grüppchen um sich, nicht selten bekämpft man einander, an einer vitalen Forschung sind die wenigsten interessiert, Neugierde ist eher verpönt. Es besteht die Gefahr, daß die Identifikation mit der bestehenden Gesellschaft, mit den ärztlichen und psychologischen Standesorganisationen zur wesentlichen Kraft wird, durch die die Psychoanalyse hierzulande zusammengehalten wird.

Um meine These zu belegen, daß eine Psychoanalytikerin sich selber notwendigerweise fremd gegenübersteht, sofern sie ihre Identität aus Identifikationen mit der bestehenden psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit bezieht, möchte ich mich mit einigen Widersprüchen innerhalb der Psychoanalyse auseinandersetzen.

Wenn Unabhängigkeit des Subjekts das proklamierte Ziel der Psychoanalyse ist und gleichzeitig Autonomiebestrebungen der Frau als »phallich« abgewertet werden, ist die Frau der gleichen doppelten Moral innerhalb der Psychoanalyse ausgesetzt, wie sie sie auch sonst in der Gesellschaft vorfindet. Psychoanalytiker pflegen eine Frau dann phallich zu nennen, wenn sie ihrer Meinung nach ihren Penisneid nicht überwunden hat und sich dementsprechend »männlich« behaupten muß. Was männlich, was weiblich ist, wird allerdings in der Psychoanalyse ziemlich willkürlich bestimmt und richtet sich meist nach den gängigen Vorstellungen der jeweiligen Kultur, in der man lebt. Genetisch gesehen sei eine Frau »phallich«, wenn sie ihren Peniswunsch nicht in einen Kinderwunsch zu verwandeln vermag, wenn sie etwa Ehrgeiz oder Interesse an wissenschaftlichen und beruflichen Leistungen sowie an Selbstständigkeitsbedürfnissen zeigt.

Neben der klassischen Freudschen Theorie gibt es noch andere Theorien innerhalb der Psychoanalyse, die, wenn man sie genau betrachtet, die Neigung der Frau, sich dem Mann gegenüber minderwertig zu fühlen, auf andere Faktoren im psychischen Erleben des kleinen Mädchens zurückführen als auf dessen Minderwertigkeitsgefühl, nachdem es die anatomischen Geschlechtsunterschiede wahrgenommen hat. Heute geht man davon aus, daß das Kind den genitalen Geschlechtsunterschied spätestens am Ende des zweiten Lebensjahres entdeckt, also viel früher, als Freud annahm. Stoller und andere Forscher stellten fest, daß die geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen von Mädchen wie Jungen davon abhängig seien, wie ihr Geschlecht bei der Geburt bestimmt wurde, auch wenn diese Bestimmung dem biologischen Geschlecht nicht entspricht.

Weibliche und männliche Verhaltensdifferenzen können also nicht nur als Folge der Wahrnehmung des anatomischen Geschlechtsunterschieds aufgefaßt werden. Offenbar führen Erziehung und elterliche Haltung weit mehr zu einer geschlechtlichen Selbstbestimmung des Kindes, als man sich dessen bisher bewußt war.

Mit der geschlechtlichen Selbstbestimmung geht die Geschlechtsidentität Hand in Hand; dieser entsprechend findet auch die Objekt- und Identifikationswahl des Kindes statt. Vor der endgültigen geschlechtlichen Selbstbestimmung mit etwa drei Jahren ist allerdings in unserer Gesellschaft die Mutter für beide Geschlechter das erste Identifikationsobjekt, wobei man sich darüber im klaren sein muß, daß von Anfang an auch mit der Mutter mehrfache Identifikationsmöglichkeiten gegeben sind oder unterschiedliche Arten der Identifikation stattfinden. Es ist ein Unterschied, ob ein Kind sich mit dem Körper der Mutter identifiziert, mit dessen geschlechtsgebundenen Fähigkeiten (etwa Stillen, Menstruieren, Gebären) oder mit anderen Merkmalen der Mutter, die keineswegs geschlechtsspezifisch sind, sondern allenfalls von der jeweiligen Gesellschaft als solche angesehen werden (etwa Einfühlungs- und Liebesfähigkeit). Bei der Verinnerlichung von Verhaltensweisen der Eltern wird es dem Kind durch kulturelle Vorurteile oft schwer gemacht, sie ohne größere Konflikte zum Aufbau der eigenen Identität zu verwenden, insbesondere dann, wenn sie vorschnell oder rigide mit dem Etikett »männlich« oder »weiblich« versehen werden.

Ob die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds auf das kleine Mädchen traumatische Auswirkungen hat und zu einem Gefühl elementarer Minderwertigkeit führt, hängt weitgehend vom Verhalten der Eltern ihm gegenüber als auch der Eltern untereinander ab.

Jedem Analytiker ist bewußt, daß nicht nur das äußere Verhalten und die Phantasien der Eltern eine Rolle spielen, sondern daß auch die Phantasien, die das Kind über sich und seine Eltern entwickelt, für den Umgang des Kindes mit seinen Gefühlen und Selbstwertvorstellungen von größter Bedeutung sind. Das kommt besonders darin, was man unter den Begriff »weiblicher Masochismus« subsumiert, zum Ausdruck. Mit Hilfe von Phantasien können passiv erlittene Unlustsituationen in lustvolle verwandelt werden. Phantasien sind, unabhängig von ihrem Inhalt, meist aktiv, d. h. der Phantasierende selber kann sie in eigener Regie herstellen. Ich weiß, daß es auch Zwangsvorstellungen gibt, die so leicht nicht auszuschalten sind und in demjenigen, der ihnen unterworfen ist, Gefühle von oft erheblicher Hilflosigkeit erzeugen. Dennoch, Frauen, die sich masochistische Phantasien gestatten, sind oft eher in der Lage, sich gegen ma-

sochistische Verhaltensweisen zu wehren, als Frauen, die sich den Zugang zu ihrem Phantasieleben weitgehend versperrt haben.

Wenn man als Analytiker also bestimmte Phantasien als »typisch weiblich« ansieht und sie vorschnell in eine bestehende Theorie einordnet, wird man ihren Sinn und ihre Funktion oft mißverstehen.

Sich wiederholend, stellen Psychoanalytiker Frauen als besonders narzißtisch dar und führen das darauf zurück, daß sie das Gefühl der eigenen anatomischen Minderwertigkeit nicht bewältigen können und daß die Mutter ihrer Tochter grundsätzlich ambivalent gegenüberstehe. Gleichzeitig findet eine Idealisierung der Frau als Mutter statt. Auch hier sind wir mit Widersprüchen innerhalb der psychoanalytischen Theorie konfrontiert. Einerseits muß eine Frau, um ihr grundsätzlich lädiertes Selbstwertgefühl zu kompensieren, narzißtisch darauf bedacht sein, Bestätigung und Liebe von außen zu erlangen; gleichzeitig wird von ihr mehr als von jedem anderen liebevolle Einfühlung in das komplizierte Seelenleben ihrer Kinder verlangt. An allen Fehlentwicklungen der Kinder ist die Mutter schuld.

Nicht selten deutet der Analytiker beim Patienten als Widerstand, was im Grunde seinem eigenen Verhalten und Verstehen oder Nicht-Verstehen zuzuschreiben ist. Bemühung um Selbstfindung und Autonomie der Frau, um Entwicklung neuer Paradigmata für weibliches Verhalten werden dann stereotyp auf die »psychische Verarbeitung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes« oder auf die Mutter-Kind-Dyade und die dort entstehenden Angst-, Haß-, Schuld- oder Größengefühle bzw. deren Abwehr zurückgeführt.

Begriffe und Theorien werden dementsprechend klischeehaft benutzt und degenerieren zu Schlagworten. Die unmittelbare Beteiligung an den inneren Vorgängen des Analysanden, die Offenheit ihnen gegenüber, durch die allein der analytische Prozeß kreativ und lebendig bleibt, wird durch theoretische Lehrformeln abgetötet.

Immer wieder wurde mir die Frage gestellt, ob es nicht besser sei, eine Frau zu einem weiblichen statt zu einem männlichen Psychoanalytiker zu schicken. Ich glaube, es kommt weniger auf das Geschlecht des Analytikers an als vielmehr auf seine nicht geschlechtsgebundene Fähigkeit, sich sowohl auf die reale Situation einer Frau als auch auf deren individuelle psychische Verarbeitung wirklich einlassen zu können. In der Psychoanalyse sind Männer und Frauen gleichermaßen der Gefahr ausgesetzt, sich vor Realitäten, vor inneren und äußeren Wahrheiten zu verschließen, um sich selber und ihre »Identität« nicht in Frage stellen zu müssen. Eine Frau, die zu einem Mann in Analyse geht, wird nicht sel-

ten mit der expliziten oder impliziten Meinung konfrontiert, daß sie keine »wirkliche Frau« sei, wenn sie sich keinen Mann und keine Kinder wünscht. Ihre Autonomiebestrebungen werden als »phallisch« abgewertet. Bei einer weiblichen Analytikerin kann ihr jedoch genau das gleiche passieren, denn auch sie ist mit der bestehenden Gesellschaft, mit deren Vorstellungen von »wahrer Weiblichkeit« sowie mit der dominierenden psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit bewußt oder unbewußt so sehr identifiziert, daß andere als die in der Psychoanalyse als weiblich anerkannten Verhaltensweisen von ihr meist als neurotisch abgelehnt werden oder unverstanden bleiben. Wir Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker sollten uns davor hüten, uns allzu ungebrochen mit einer Gruppe, mit deren Theorie oder einer psychoanalytischen Persönlichkeit zu identifizieren, auch wenn das in bestimmter Weise bereichernd sein kann; vielmehr sollten wir uns — darin Freud zum Vorbild nehmend — die von ihm ausgehende kritische Offenheit den eigenen Gefühlen und Wahrnehmungen gegenüber, seine Methode und sein radikales Erkenntnisbedürfnis zu eigen machen. 1932 schrieb er: »... die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres Wahrheitsgehalts, wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen, und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Befähigungen aufdeckt« (Freud, 1932, S. 169).

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Myliusstr. 20, 6000 Frankfurt 1)

Summary

Is there a difference between the identities of male and female psychoanalysts? — Notwithstanding the psychoanalytic striving for truth which continually forces the theory to revise and alter its assumptions, the majority of analysts tend to accept Freud's proposed theory of femininity uncritically. Thus, a »typically female« identity becomes engraved in part under the pressure which psychoanalysts exert as a social group. Such perpetuations prevent the recognition and transcendence of limits in which psychoanalysis is imprisoned unbeknownst to itself.

BIBLIOGRAPHIE

- Blum, H. P. (Hg.) (1976): Female psychology. J. Am. Psychoanal. Ass., 24, 5.
Chasseguet-Smirgel, J. (Hg.) (1964): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1974.

- Clark, R. W. (1979): Sigmund Freud. Frankfurt/M. (S. Fischer) 1981.
- Freud, S. (1910): Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. GW VIII, 103—115.
- (1932): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XV.
- Klauber, J. (1980): Schwierigkeiten in der analytischen Begegnung. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Kohut, H. (1968): The evaluation of applicants for psychoanalytic training. *Int. J. of Psycho-Anal.*, 49, 548—554.
- Meier, O. (Hg.) (1981): Die Töchter von Karl Marx. Briefe. Köln (Kiepenheuer & Witsch).